

Wer wird E. v. Severus nicht zustimmen, der in seinem Beitrag zu dieser Festschrift (S. 413) schreibt: „Bei der Arbeit mit den im CCM veröffentlichten Texten bin ich ... vom hohen Rang und Wert dieses Unternehmens im Sinne der klassischen Disziplinen der Geschichtswissenschaft beeindruckt.“ In der Tat dürfte die Herausgabe des *Corpus Consuetudinum Monasticarum* das bleibende Lebenswerk des Jubilars sein, der 1949–80 Professor der Kirchengeschichte am Benediktinerkolleg St. Anselm in Rom war. Sinnvoll ist deshalb die Wahl des Titels der Festschrift durch die Herausgeber, die der großen Zahl von Beiträgen ein Geleitwort vorausschicken. In diesem wird des Münsterschwarzacher Haushistorikers P. Carl Wolff als des ersten Anregers zu dem *Opus grande Hallingers: „Gorze-Kluny“*, gedacht. C. Wolff hat zu Lebzeiten seinen Anteil an dieser Untersuchung gegenüber jedem, der es hören wollte, wesentlich höher veranschlagt. „Gorze-Kluny“ hat K. Hallinger in der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht. Die von ihm herausgearbeiteten Reformgegensätze werden aber bis heute von vielen zu wenig kritisch übernommen. So hält H. Dopsch im ersten Band der *Geschichte Salzburgs* (Salzburg 1981) St. Peter in Salzburg immer noch für ein Gorzer Reformzentrum. Verbrüder war dieses älteste Kloster im deutschen Sprachraum aber nicht nur mit Cluny, sondern auch mit allen cluniazensischen Reformzentren (St. Blasien, Hirsau, St. Georgen im Schwarzwald). Der Name Gorze findet sich dagegen weder im Verbrüderungsbuch noch in einem anderen schriftlichen Dokument noch in der Haustradition dieser Abtei.

Daß gerade der ehemalige Hörer von Hallingers Vorlesungen J. F. Angerer diese als „sprachlich geschliffene, am klassischen Latein zu messende Lektionen“ preist, erstaunt denjenigen, der sich an seine frühere Kritik noch gut erinnert. Es ist wohl auch die Ausdruckweise Angerers, wenn vom „Verdikt der aus dem 19. Jahrhundert geformten Monasten“ (S. 13) gesprochen wird. Meint Angerer damit seine früheren Scheyrer Mitbrüder, die im vergangenen Jahrhundert hervorragende Aufbauarbeit geleistet haben und diese monastische Disziplin auch heute noch durchhalten möchten? Die Herausgeber heben die lobenswerte menschliche Haltung Hallingers gegenüber seinen Schülern hervor, die den Orden verlassen haben. Wurde aber nicht hier aus der Not eine Tugend; denn welcher Schüler, den K. Hallinger promoviert hat, befindet sich noch unter den Benediktinern? Dem Geleitwort hätte ich eine einfachere Sprache, weniger captationes benevolentiae und weniger Druckfehler gewünscht. Soviel zum Geleitwort.

Aus der Fülle der Beiträge soll hier auf einige auch für den norddeutschen Raum wichtige Artikel hingewiesen werden. R. Kottje („*Claustra sine armario*“ Zum Unterschied von Kloster und Stift im Mittelalter“, S. 125–144) sieht den Unterschied zwischen Mönchsklöstern und Kanonikerstiften im frühen Mittelalter im „offenkundigen Mangel an geistigen Interessen“ bei letzteren. Im Unterschied nicht nur zu den Klöstern, sondern auch zu vielen Domstiften und einigen Kanonissenstiften besaßen die Kanonikerstifte in der Regel weder Schreibschulen noch nennenswerte Bibliotheken. Den Hinweis auf die Gandersheimer Kanonisse Hrotsvitha (935–1000), deren Dichtungen die Kenntnis von lateinisch-antiken Autoren voraussetzen, halte ich für wichtig (S. 140). Die Nonnenklöster des norddeutschen Raumes (*Germania Benedictina* XI, erscheint Ende 1983) haben keine literarischen Zeugnisse dieses Ranges aufzuweisen, und die Handschriftenüberlieferung ist im allgemeinen dürftig. Bei der Bearbeitung der norddeutschen Benediktinerinnenklöster frage ich mich immer wieder, ob nicht gerade diese „*claustra sine armario*“ waren. Wäre das Feh-

len einer nennenswerten Bibliothek ein Hinweis auf den Charakter eines Stiftes, so wären die meisten Nonnenklöster dieses Raumes Stifte gewesen. A. Wendehorst („Der Adel und die Benediktinerklöster im späten Mittelalter“, S. 333–353) zeigt am Beispiel einiger Klöster der Mainzer Kirchenprovinz, wie die monastischen Reformimpulse im 15. Jahrhundert durch die Hüter des Adelsprinzips verhindert oder gebremst wurden. Der Adel versuchte — in einigen Fällen mit Erfolg — durch die Umwandlung von Klöstern in Kanonikerstifte die Aufnahme von Nichtadeligen zu verhindern; denn der Adel behauptete, daß die Klöster nur für seine Standesgenossen gestiftet waren. Der allgemeine Niedergang der Klöster im Spätmittelalter war ja gerade darin begründet, daß sie zu Versorgungsstätten des Adels herabgesunken waren. Auch die Reform von St. Michael in Lüneburg scheiterte am Adelsprinzip. Nicht reformierte Klöster waren später anfälliger für die Einführung der lutherischen Reformation, und der Adel konnte sich dann Versorgungsstellen erhalten oder wieder zurückgewinnen. In diesem Zusammenhang ist auch der Artikel von J. Leinweber („Zur spätmittelalterlichen Klosterreform in Fulda — eine Fuldaer Reformgruppe?“, S. 303–331) sehr aufschlußreich.

Eine Reihe von Artikeln stammt von Äbten der Missionskongregation von St. Ottilien (N. Wolf, I. Auf der Mauer, C. Schütz). Sie befassen sich mit dem Problemkreis Mönchtum und Mission sowie mit dem spirituellen Anspruch des hl. Benedikt heute. Mit diesen sehr lesenswerten Beiträgen zu aktuellen Fragen des Mönchtums wird der historische Charakter des Sammelbandes erweitert und bereichert. Die vielen Aufsätze namhafter Gelehrter gereichen dem verdienten Historiker K. Hallinger zu größerer Ehre als das phrasenhafte Geleitwort der Herausgeber.

Ulrich Faust

*Geck, Elisabeth: Grundzüge der Geschichte der Buchillustration, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt, 1982 (Grundzüge Bd. 46), ISBN 3-534-08632-5, 158 Seiten, 14 Abb., DM 22,50.*

Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt gibt neben anderen Reihen auch die Reihe der „Grundzüge“ heraus. Mit dem vorliegenden Band 46 wird man sich schwer tun. An ihm wird deutlich, daß einseitiges Spezialistentum große Gefahren in sich birgt. Die zahlreichen Einzelinformationen wird jeder, der einen ersten Überblick sucht, zu schätzen wissen; störend hingegen wirken die oft falsche Terminologie und die zu groben Verallgemeinerungen. Ein Beispiel: „Die Buchkunst des frühen Mittelalters ist international, erst die Entstehung des Staatskirchentums führt unter den Herrschereschlechtern der Karolinger und Ottonen zu einer höfischen Komponente“ (S. 8). Was soll hier der Begriff des Staatskirchentums? Auch ist „höfisch“ hier gegen „international“ gesetzt. War das, was wir unter höfisch verstehen, nicht international? Näheres in jeder Literatur- und Kulturgeschichte. — An anderer Stelle heißt es im Zusammenhang mit den Blockbüchern: „In den Niederlanden war dieses Handwerk [der Blockbuch-Herstellung] besonders beliebt, aber auch in Deutschland und anderen Ländern haben sich eine Anzahl dieser Bücher erhalten“ (S. 9). Was soll hier das „aber“? — Komisch wirkt folgender Satz (um nur ein Beispiel zu zitieren): „Der Kauf von Handschriften war für ihn nicht ohne Opfer zu vollziehen, da er von seinem Bruder nur knappe Geldmittel zugeteilt bekam; ein in unserer Zeit des Überangebotes an Literatur unvorstellbarer Zustand“ (S. 13). Wir nehmen also zur Kenntnis, daß wegen des Überangebots an

Literatur heute jeder seinem Bruder im Bedarfsfall genug Mittel zum privaten Bibliotheksausbau zur Verfügung stellt. Merkwürdiges auch zum 18. Jahrhundert: Ist es wirklich nur das Jahrhundert „des Rokoko oder (!) der Aufklärung“? (S. 55). Weiterhin: „Das Bestechende an diesem Jahrhundert ist die Priorität des Geistes und nicht des Feudalismus . . .“ (S. 55). Auf derselben Seite steht dann aber: „Die Auftraggeber für diese Arbeiten waren die Feudalherren, . . .“. Also doch. Und die Französische Revolution war doch sicher kein Aufbegehren gegen den Geist, sondern . . .?

Diese Ungenauigkeiten wären noch zu ertragen, wenn die eigentliche Fachaussage vollständiger wäre als hier angeboten. Französische Einflüsse hätten stärker herausgearbeitet werden sollen (doch darüber kann man — zugegebenermaßen — verschiedener Meinung sein). Norddeutschland ist sträflich vernachlässigt, ebenso die Kontroversliteratur der Reformationszeit. Es ist zwar unumstritten, daß die Rheinschiene dominierte, doch gerade deswegen hätte die Verfasserin mehr auf Lübeck, Lüneburg, Helmstedt und z. B. Wittenberg als Druckorte eingehen sollen. — Trotz der vielen interessanten Einzelinformationen: es bleibt ein Gefühl des Unbehagens zurück.

Friedrich Eymelt

*Bringmann, Hermann: Bilshausen: Geschichte eines Dorfes im Eichsfeld. Teil I: Von den Anfängen bis zum 30-jährigen Krieg. Hrsg. vom Heimat- und Verkehrsverein Bilshausen, 1981, 182 Seiten; DM 12,80.*

„Die Goldenen Zwanziger Jahre“ der Heimatgeschichtsforschung sind offensichtlich vorbei. Golden waren sie deshalb, weil gestandene Volksschullehrer sich um die historische Aufarbeitung ihres Heimatortes oder des Ortes bemühten, in dem sie ihr Berufsleben verbrachten. Auch unsere Zeitschrift verdankt letztlich ihr Entstehen und ihre jahrelange Betreuung dieser Lehrergeneration zwischen 1890—1900. Inzwischen (einer Mode folgend?) schreiben wieder viele — vor allem auch vom Wissen her Unberufene — Orts-, Dorf-, Kreisgeschichten usw. Wenn auch das Engagement und der Idealismus dieser Publizisten anerkannt werden sollen, so denkt man doch des öfteren: si tacuisses . . .!

Von diesen Unberufenen hebt sich ab der Verfasser der Arbeit über Bilshausen, Hermann Bringmann. Es ist ein besonderes Vergnügen, Teil I der „Geschichte eines Dorfes im Eichsfeld“, nämlich die Geschichte von Bilshausen bis zum Dreißigjährigen Krieg, hier vorzustellen.

Der Verfasser, wie viele Untereichsfelder aus beruflichen Gründen seit Jahrzehnten nicht mehr in seinem Heimatort wohnend, ist trotzdem vertraut geblieben mit der Topographie des Dorfes, er kennt jede Scheune, alle auch geänderten Straßen- sowie die Flurnamen und die untergegangenen Höfe; ebenso die Wege, die durch die Verkoppelung im letzten Jahrhundert größtenteils in Vergessenheit geraten sind und z. T. vor- und frühgeschichtliche Wege waren. Ein weiteres Plus des Bandes ist es, daß nicht nur die historische in Urkunden und Akten greifbare Zeit des Dorfes Bilshausen beschrieben, sondern daß anhand der Literatur sogar die irdgeschichtliche Entwicklung des Ortes dargestellt wird.

Besonders interessant ist der Abschnitt über Wüstungen und Ortszusammenlegungen und deren noch sichtbare Relikte in der Land-

schaft. Deutlich wird auch in der Arbeit, wie sehr Bilshausen in das Spannungsfeld zwischen adligen Geschlechtern eingebettet war, nicht zu vergessen die Bischöfe von Hildesheim und die Kurfürsten von Mainz. Auch die Zeit der Deutsch-Ordens-Ritter (1242—1321), obwohl nur eine — wenn auch bedeutende — Episode, wird gründlich referiert. Nicht nur im Untereichsfeld, auch im Hildesheimischen hält sich die Mär vom über 1000jährigen katholischen Eichsfeld. Das hat nie gestimmt, wie Bringmann auch für Bilshausen detailliert nachweist, wobei komische Züge bei Ein- bzw. Absetzungen der Prediger/Priester der verschiedenen Konfessionen nicht fehlen.

Es ist zu wünschen, daß bald Band II (die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg) erscheint. Die Archivalienbenutzung im Bistumsarchiv Hildesheim, vornehmlich für das 18. und 19. Jahrhundert, sei hier gern angeboten.

Friedrich Eymelt

*Die Wiedertäufer in Münster. Stadtmuseum Münster. Katalog der Eröffnungsausstellung vom 1. Okt. 1982 bis 27. Febr. 1983, Münster: Aschendorff 1983, ISBN 3-402-05952-4, 240 Seiten, ca. 170 Abb., DM 28.—.*

Am 1. 10. 1982 wurde das neue Stadtmuseum Münster mit der o. a. Ausstellung eröffnet: eine gute Themenwahl! Stand Münster doch im vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts im Mittelpunkt der westeuropäischen Geschichte, wie man ohne Übertreibung sagen darf. Der Kaiser, Landesherrn und Theologen befaßten sich mit dem Phänomen der (Wieder-)Täufer. Ein Rückblick nach rund 450 Jahren, eine Zusammenfassung der zahlreichen Einzel Forschungen aus den letzten Jahrzehnten, bot sich an. Faszinierte doch das religiös motivierte ideologische Programm, das auf Zeit — auch mit brutalen Mitteln — praktiziert wurde, alle nachfolgenden Generationen. Wenn der (Wieder-)Täuferstaat von Münster letztlich auch Episode blieb — nach seinem Untergang war die Reformation in Münster besiegt, die Stadt wurde zum katholischen Bollwerk in Nordwestdeutschland lange vor Kurköln —, so sagt das nichts aus über die Haltung der Zeitgenossen, die unter dem Eindruck der Ereignisse standen und selber oft chiliastische Vorstellungen hatten.

Den Mitarbeitern an der Ausstellung ist es gelungen, mit den gut 300 Ausstellungsgegenständen (über 200 Katalognummern) sehr viel neues Material vorzulegen, das erst jetzt der Forschung unter dem Aspekt des (Wieder-)Täuferreiches geschlossen zur Verfügung steht. Dazu gehören nicht zuletzt die zahlreichen Abbildungen der Akteure, die Präsentation und Interpretation der Herrschaftssymbolik sowie die Münzen und Medaillen.

Dankbar wird der Laie auch die „Stichworte zum Thema“ aufnehmen. Leider sind — nicht nur bereits in den „Stichworten“ — Täufer und Wiedertäufer zu oft nebeneinander verwendet: „Der Reichstagsabschied von Speyer (1529) drohte Wiedertäufern den Tod an. Wegen der strengen Verfolgung fehlte der Täuferbewegung eine einheitliche Führung, . . .“. Die unterschiedlichen Auffassungen über die Bezeichnung Täufer oder Wiedertäufer, gerade in Münster herausgearbeitet, sind bekannt und werden angesprochen: trotzdem wäre im Katalog eine einheitliche Bezeichnung besser gewesen. Eine Gesamt-Theologie der Bewegung